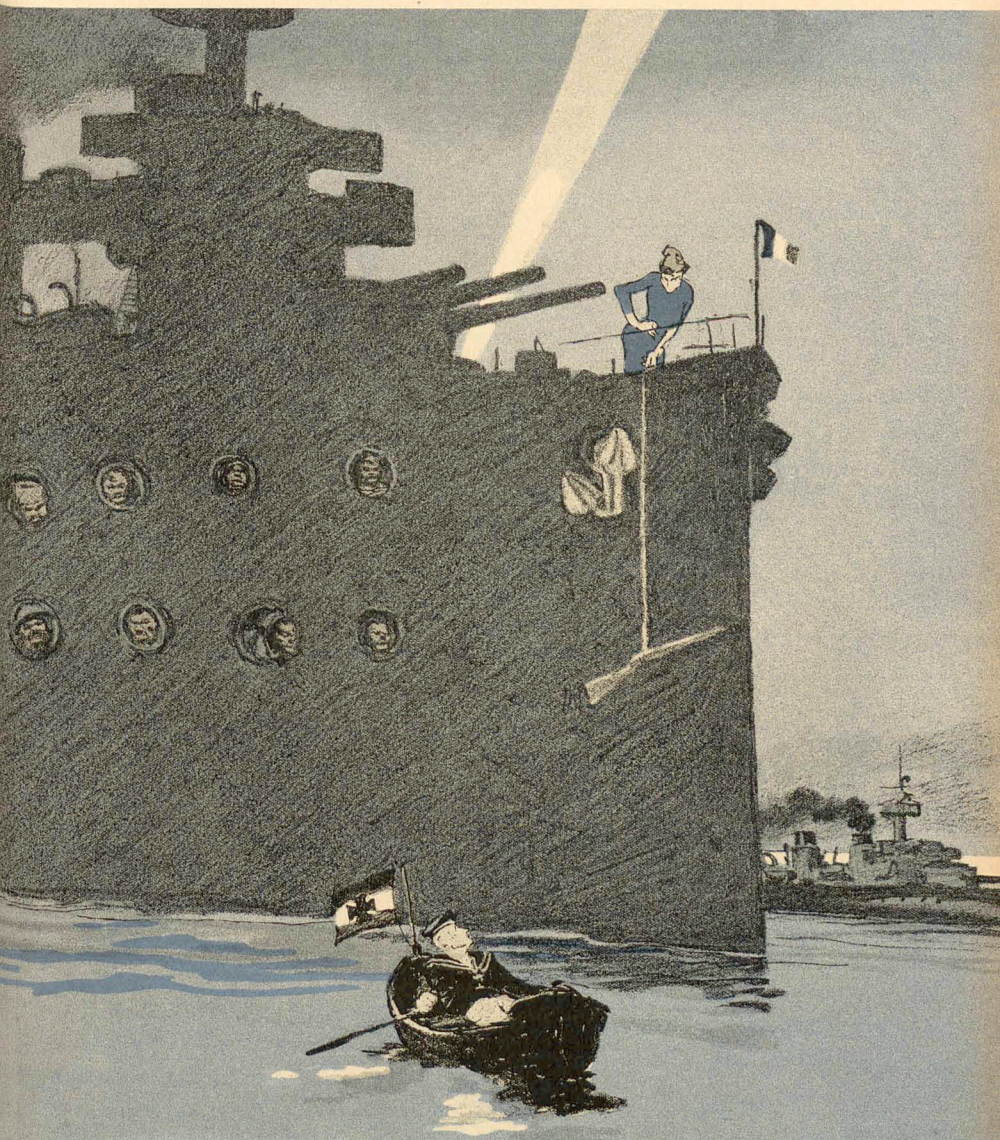


SIMPLICISSIMUS

Rüstungsgleichheit en marche

(E. Thöny)



„Hallo! Zum Zeichen der vertraglichen Gleichberechtigung — hier Ihr Anteil!“



Der Sohn des Müllers / Von Richard Billinger

Naher der Stadt Salzburg, den Alpen entfliehend, wachsen Büchel und Waldberge, die, noch den Duft des Gebirges tragend, den Menschen schon fruchtbar sind. Eine Quelle ergießt sich auf einem dieser Büchel, die durch die schöne Flut des Wassers seit eh die Menschen lockte. Ein Adelsgeschlecht erbaute nahebei ein Schlößlein. Lange stand es schon verlassen, der Dinge, die es schmückten, beraubt. Die riesigen Steinschalen, die das Wasser der Quelle, es schnappend und verierend, bargen, waren zerbröckelt, vom Moose umrünt.

Das von keinem Parke oder Zaune beschützte Herrenhaus wurde eines Tages von seinem Besitzer, einem reichen Brauherren, verkauft. Als der Mailieder verflücht, sah man vom Giebel des Daches ein Fähnlein flattern, das Zeichen, daß das Schloß wieder bewohnt sei. Nichts wurde aber verändert, kein Garten errichtet, die Wiesen schickten ihr Gras bis zum Steintreppchen des Hauses.

Anwohner sahen ein paar seltsam gekleidete Frauen in der Tagesfrische zu der Quelle gehen, die von einem Holzzaune eingegrenzt worden war. Neugierig spähten sie um die Bezirke des Schlosses, befragten den Briefträger, ein paar Tagelöhner, die im zerfallenden Stalle ihrer Arbeit als Maurer und Tischler dienten. Man erfuhr nur, daß das Haus einer Frau gehöre, einer fremdländischen wohl, da ihre Dienerrinnen die glänzende Haut der Inder oder der Neger besäßen.

Eine halbe Gehstunde hügelab trieb die Quelle, schon bachstark, ein Mühlenrad. Die Mühle gehörte zum Schlosse, der Müller nahm sich die Erlaubnis, die neue Herrschaft zu besuchen. Der alte Mann wartete in einem Gemache, dessen Türen mit den Figuren tanzender Göttinnen bemalt waren. Dann stieg er eine Treppe aufwärts, sah an den Wänden vergilbte Bilder von Jagdfestem, Fuchshatzen, Karossen, denen kleiderabhängene Fräulein eben entstiegen waren.

Dem Müller klopfte das Herz, als sich die Türe in die Stube der Herrin öffnete. Erst sah er nur den Raum, dessen offene Fenster Wolken und Himmel einzufangen schienen. Ferne glänzten Leiber der Alpenberge, der Untergang, der zwieförmige Staufen, der adlerbehorstete Berg Watzmann. Es verbeugte sich der Müller, gleich seinen Ahnen den Rücken krümmend. Er wußte später gar nicht zu sagen, wie seine Herrin ausschauete, er meinte, es sei ein schier überirdisch zartes Menschenwesen gewesen. Die Dame habe ihm die Pacht eines ganzen Jahres geschenkt und ihn gebeten, sich nicht mehr um sie zu küm-

mern. Er habe ihr dann von seinem Sohne erzählen müssen, der Ahnungen besitze, den Blitz fürchte, das Gesicht des Menschen enträtseln könne, ob es noch lange die Seele spiegeln, leben würde. „Schenke ihm dies!“ Mit diesen Worten habe sie ihm ein goldenes Figürlein überreicht: ein nacktes Männlein fing mit aufgereckter Hand die Mondessichel. Es sei wohl ein Ding, das feie, die Blitze abwehre.

Die Neugier der Anwohner gab sich mit dem Berichte der Landeszeitung zufrieden, daß die Witwe eines asiatischen Fürsten das Schloß gekauft habe, die selbst nicht fremdgeboren sei, doch den Sitten des verlassenen Landes noch eide, das Fleisch verschmähe, nur der Andacht zu den Dingen lebe und ihren Leib, entbehrend und Zerstreung in fremder Gottesgläubigkeit meidend, der Seele immer mehr untertan mache, an der goldenen Spindel des Glückes wache.

In einer Weidenmulde des Mühlbaches, die nach Tauensfall noch Tageswärme hielt, badete nach Feierabend der Müllerssohn. Niemand erschreckte ihn dort, fand den Nackten. Die Schloßherrin, die Abendkühe kostend, entdeckte den Wasserbrünstigen eines Juliabendes. Sie verriet sich nicht, stand still wie eine Weide, eine Nymphe, die eben dem Leibe eines Uferbaumes entronnen war und ferscheindende Sterne begrüßte. Das weiße Antlitz des jungen

Müllers, gebleicht durch den Dämmer der Marmor sehen, schien dem Marmor eines Götterbildes zu gleichen. Wie ein Pfeil stand der Nackte auf einem Moossteine. Das Weib meinte, der dürfe eine Lanze begelien, dem gehöre die Herde der Gazellen. Erschüttert ging sie heim, der Götter gedenkend, die ewig noch nach Tempeln rufen, ihre Höhlen öffnen, des Menschenleibes nicht miede werden. Jeden Abend besäuschte das Weib den Badenden. Eines Spätnachmittages schob sich eine Wetterwand auf, die Tropfen berührten bald die Fensterscheiben, und das Gewitter schien seinen Weg über die Wiesen und Acker des Schloßbühels nehmen zu wollen. Die Stuben funkelten schon voll nahender Gefahren, die Satane entzündeten die schlechten Gewissen der Bauern. Die Gewitterfurcht, die ahnenüberkommene, bedrängte die Herzen. Wind seufzte auf, Donner klumpete, als säinge die Höllenharfe, als winselten die rüden Hunde der Erhenkten.

Die Schloßherrin saß, selig in sich lebend wie ein Tautropfen, auf dem Fensterbrette, lugte in die annehmenden Wolken. Sie gedachte ihres nackten Freundes, sie wünschte, bei ihm zu sein. Eben als sie diese süße Frucht des Verlangens genö, zerspalte der Blitz die wipfelhohe Tanne vor dem Schloßtrepplein, und ein junger Mann stand im nächtlichen Zimmer, trug in offener Hand das Figürlein eines nackten Tanzenden, der die Mondessichel faßte.

Der Müllerssohn, geführt vom Verlangen, von anwendenden Wünschen und Gedanken begrüßt, war zu Schloßherrin gegangen, so wie er eben aus dem Wasser gestiegen war, in dem er gebadet, die gewitterwarme Welle erprobt hatte, in Hose und Hemde, die nackten Füße von den Sandalen beschützt. Statt zu sprechen überreichte die Frohrschrökene dem Besucher sommerröte Pfirsiche und die ferngekauften Trauben. Den atemreinen Mund küßte das Weib, während das Gewitter abzürte, der Regen klang, die Flöten der Amseln neu ertönen.

Die Nacht schreckte die Liebenden nicht, es schrien schon die Hähne, als der Müllerssohn heimkehrte. Am Abende schwamm er trotz noch träufelnden Regens in seinem Bachtümpel, ihm wehrte aber etwas, den Weg ins Schloß zu suchen. Wohl wußte er es, daß er einer Gefahr, einer lebennemenden, gestern entronnen war, daß der Blitz ihn nicht gefunden habe, daß er jetzt aber wohl „geheilt“ und, aller Döfte, aller gefährlichen Ahnungen, Traumesflügel entbunden, „nächtern“ geworden sei, als Mensch nun atme, den kein Adler mehr überflöge. Warum? Es gibt ein

Raubnacht=Spur

VON DR. OMTAGL

Was hat da gerufen

durch die frostfarrte Nacht?

Klang das Poltern von Hufen?

Hat's geklagt? Hat's gelacht?

War's im Erdgrund ein Beben,

das so schaurig gedröhnt?

Hat das schlafende Leben

in einem Alptraum geföhnt?

Ach, die Stund' ist noch ferne,

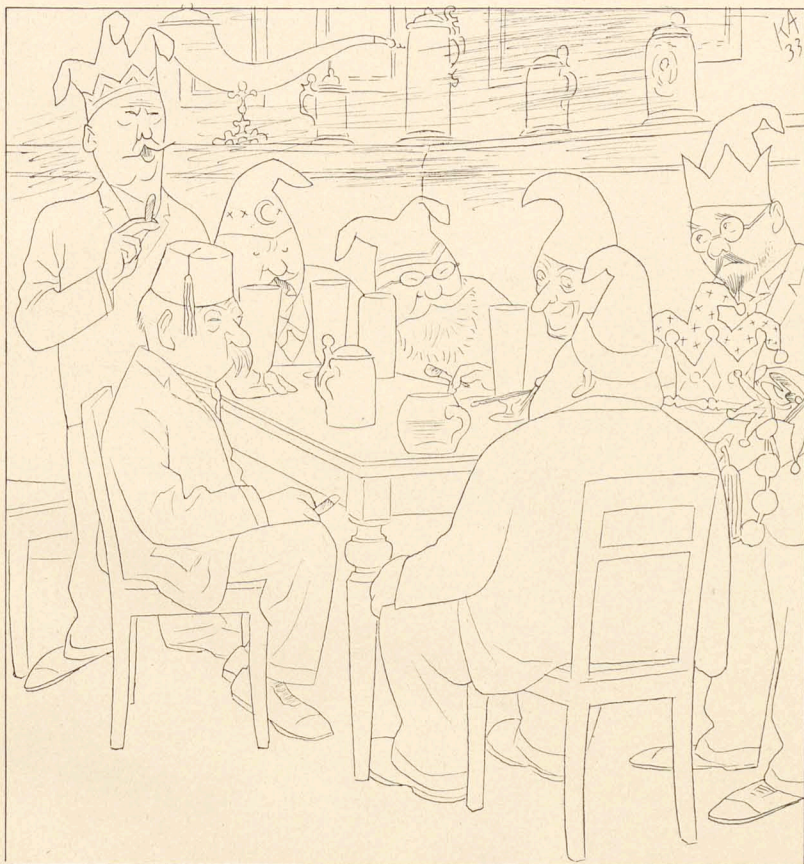
wo der Nachtnebel weicht . . .

Blöf der Mond und die Sterne,

die wissen's vielleicht.

Kompromiß

(Kari Arnold)



„Als Prinzen Karneval schlage ich Herrn Spenglermeister Alois Winthier vor. Er war zwar Mitglied der Zentrums-
partei, aber er ist immerhin ein Viech und kennt si aus mit der Gaudi.“

Geheimnis der Natur, das die trinken, die sich zu keinem Weibe zerspalten, die der Natur nicht, der elementarwesenden und altarkeuschen, abtrünnig werden, die „schöpferisch“ bleiben durch ihr Säuglings-atmen, ihr nicht opfervolles und auspendendes Mannbarwerden.

Eine Magd des Müllers erkrankte am nächsten Tage. Der Müllerssohn nahm die Sichel der Bettgefesselten, arbeitete für die Bedürftige. Blasen glühten bald auf der geräteeintwöhnten Hand, der Schweiß rann aus dem Leibe. Ein Gewitterchen spielte wieder am Horizonte. Die Arbeiter scheuten den Blitzesüchtigen, sie baten den Jungen, heimzulaufen. Jäh spie der

Wind seinen Giftodem, als der Donner anrollte. Die Dienstleute beschlossen, das Gewitter in der Kapelle abzuwarten. „Du geh heim!“ befahlen sie dem Sohne des Müllers.

Der Ausgestoßene lief nach der nahen Mühle. In einem Birkenwäldchen glaubte er eine Zufluchtsstätte zu sehen. Er zögerte. Da rief eine Stimme aus dem Wäldchen. Die Schloßherrin war auch vor dem Regen in das Wäldchen geflohen. Die Sichel trug der Junge in der Hand. Er lief nicht den Weg zu seinem Vaterhause, der Brünstige schritt in den Birkenhain, wie ein Märtyrer aus Wunden Blut zeigend, wie ein Faun seines Leibes froh. War es

ein Kind, das er jetzt in seine Arme schloß? Dem er Mund und Wangen küßte?

Das Gewitter trieb wolkeneschwind dem Gebirge zu. Der Regenbogen füllte schon auf dem Lande. Da sprang ein Blitzlein noch aus einem Dunststreifen, einem purpurfarbenen. Vögel sangen hell in den Birken.

Der Müller fragte die Dienstleute, die die Abendsuppe in der Stube löffelten, nach seinem Sohne. Der sei vor dem Wetter heimgelauten, sagte der Fuhrknecht. Ein Bettelmann trat ein und brachte die Kunde, der Blitz habe heute im Birkenwäldchen zwei Menschen erschlagen, die in Liebe sich umfaßt hielten.

WINTERSPORT heißt die nächste Nummer des „Simplicissimus“



Schau auf den Schnee, wie er die Tannen kleidet,
 von kleinen Lüften leis herangeweht,
 wie er sein weißes Fallen still erleidet
 und schleppt kein Fragen oder Ziel-Gebet
 noch Not von Wissen oder Wüniche-Spiel,
 er rasset nur, wohin er eben fiel:
 so sollst du schweigen auch und nicht mehr fragen
 und nicht mehr Worte von dem Sommer sagen —
 nur leise abends zwischen unsern Wegen
 die fühle Hand auf meine Stirne legen.
 Der Berg hält seinen Atem. Schnee ist weit.
 Die Wege hinter mir sind zugeschnitten.
 Da ist kein Weh, kein Frohsein mehr und nichts
 als Schnee mit einem Glanz des fernen Lichts.

Rolf Grashy

Der Säufer

Erinnerungen eines Werkstudenten
von Eduard Steiner

Der Alkohol stand bei Edis Eltern sehr in Mißkredit. Der Vater hielt sich, weniger aus moralischen Erwägungen, als mit Rücksicht auf seine durch den Schützengraben stark zerrüttete Gesundheit, von ihm fern. Für die Mutter aber bedeutete er die Ursache jeglichen Übels. Mit allen Mitteln suchte sie den Sohn vor dem Trinken zu bewahren. Unter der Assistenz einer alten Tante, die außer dem Rosenkranz nur den Klatsch kannte, und die der Junge im elterlichen Hause öfter zu Gast sah, als ihm lieb war, hielt sie ihm stets einen längst verstorbenen Vetter vor Augen, der angeblich durch den Suff seine ganze Studienzeit vertrottelt und nie zu einem Examen kam.

Abgesehen von einem kleinen Schwips beim Abitur hielt sich Edi gewissenhaft an die wohlgemeinten Ratschläge, und als er das erste Semester die Universität besuchte, war von der vielgerühmten Zechfreudigkeit der Studenten bei ihm wenig zu merken.

Doch was die Füchse in den Verbindungen

lernten, sollte ihm bald anderswo ebenso gründlich beigebracht werden. Schon die ersten Ferien brachten die für ihn einschneidende — oder, um mit Tante Julie zu sprechen, „förcchterliche“ Wendung. Er fand als Werkstudent Aufnahme bei einem Bauunternehmen, wo er nicht nur mit Mörtel und Ziegeln, sondern auch mit dem Bier gut Freund wurde, freilich nicht aus „Mangel an innerem Halt“, sondern aus Gründen der Notwendigkeit, denn die schwere, ungewohnte Arbeit in der sommerlichen Hitze erforderte neben einer kräftigen Ernährung ein ebenso kräftiges Getränk.

Mutter und Tante teilten diese Anschauung nicht und sahen mit Bangen dem unaufhaltsamen sittlichen Verfall Edis entgegen. Die Gemüter beruhigten sich erst wieder, als sein Bierkonsum mit dem beginnenden Wintersemester wider Erwarten beträchtlich zurückging.

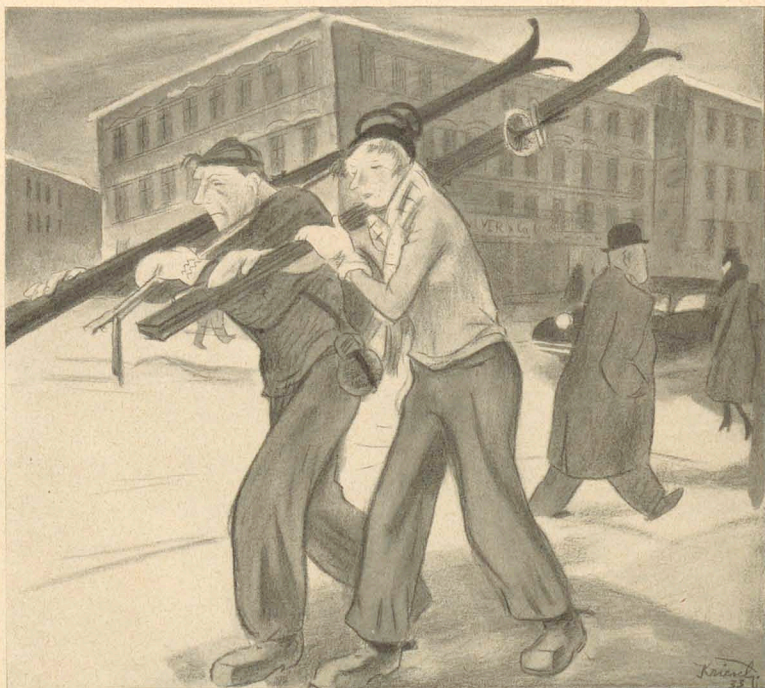
Infolge der stetig wachsenden Arbeitslosigkeit war es für ihn nicht leicht, in den nächsten Ferien eine geeignete Verdienstmöglichkeit zu finden, und es dauerte Wochen, bis er endlich in einer — Brauerei unterkam. „Nu is er verlore!“ seufzte Tante Julie. Um dreißig Silberlinge

hatte Judas den Herrn verraten — dreißig „Bleche“ (so nannte sie die metallenen Biermarken) erhielt Edi neben seinem Wochenlohn!

Die Veränderung in seinem Wesen schien ihre Befürchtungen zu bestätigen. Wortkarg saß er beim Morgenkaffee und verließ mit barschem Gruß das Haus. Ungern ging er zu seiner neuen Arbeitsstätte, denn der Dienst in der Flaschenfüllerei war ihm bald mehr als zuwider. Nicht daß er dort hätte besonders schuften müssen. Das, was ihn beengte und wogegen sich sein Innerstes aufbäumte, war das raffiniert ausgeklügelte System der Füllarbeit, welches hier den Menschen beherrschte, ihn geradezu zur Maschine stampelte und ihm jede Möglichkeit nahm, seinem Schaffen eine persönliche Note zu verleihen. Sein Auge sah tagaus, tagein nur Transmissionen und Riemenscheiben, karussellartige Füllapparate und abgehärmte stumme Menschen, die wie er mit den ewig gleichen apathischen Bewegungen leere Bierflaschen in die Maschine steckten und volle herausnahmen, um sie in Tragbehältern zu je zwanzig Stück auf das endlose Transportband zu stellen. Er hörte nichts anderes als das aufreizende

Unverdientes Glück

(Zeichnung von Rud. Kriesch)



„Sag' amoi, Franzl, wia kann's denn bloß no an Menschen geb'n, der wo net Ski fahrt?“ — „Jaja, so oaner is ja gar net wert, daß zwanz'g Grad unter Null hat!“

Vereinsgründung

(Zeichnung von Wepes)



„I sag' wia's is: mehr wie drei Mitglieder darf a Verein net hab'n, sonst gibt's bloß Streit!“

Surren der Antriebsmotore, das taktmäßige Klatschen der Treibriemen, das höhnische Knarren der Förderanlage. Gedrückt und verbissen bediente er die Füllmaschine, und bald war es nicht mehr der Durst allein, der ihn nach dem Maßkrug greifen ließ. Die Mutter schüttelte besorgt den Kopf, wenn er des Abends abespant und mürrisch nach Hause kam und bei Tisch auf ihre Fragen mit schwerer Zunge verworrene Antworten gab. Zu seiner freudigen Überraschung erfuhr er eines Samstags, daß er von der nächsten Woche ab einem Bierauto als Mitfahrer zugeteilt sei. Vergnügt schlüpfte er am Montag in den steifen Guttaperchaszur und stülpte sich die groben Fäustlinge über die Finger. Er griff beim Aufladen tüchtig zu und schwang sich dann mit einem kühnen Satz in das Bremshäuschen des Anhängers, während der Chauffeur und ein weiterer Mitfahrer im Treibwagen Platz nahmen. Beim Verlassen des düsteren Brauereihofes piffte er lustig wie der Star im Kasten und handbarte Brems- und Richtungszeiger, als hätte er in seinem Leben nie etwas anderes getan. Bald hielt der Lastzug vor einer kleinen Vorstandswirtschaft. Erhe man aus Abladen ging, gab ihm der Chauffeur, ein junger baumlangler Kerl, mit Sommersprossen, borstigen roten Haaren und dem schönen Namen Toni Kaas, einige kurze Anweisungen über den Umgang mit Gastwirten. Dann klappte man die Bordwände herunter. Toni holte die Fässer vom Wagen, die Edi über den Gehsteig dem Mitfahrer Hans zurollte, der sie auf den in den Keller führenden Aufzug schichtete. „Du hast scheinbar an da Arbeit an Aff'n g'fress'n“, knurrte der feiste Graubart, dem das von dem Studenten vorgelegte Tempo auf die Nerven ging, denn „nur net dastess'n“ war seine Parole. Nachdem die leeren Banzen aus dem Hausflur gekollert und auf dem Wagen verstaubt waren, trat das Kleeblatt in die um diese Stunde noch unbesetzte Gaststube. Dort stand für die Bierführer eine Brotzeit bereit, bestehend aus einem Stück Preßsack, Brot und einem Glas Bier. Edi stellte sich dem blaunäsigen Wirt vor. Dieser setzte sich zu ihm, erkundigte sich mit geschäftsmäßiger Freundlichkeit nach dessen Studium und fragte ihn, wie ihm das neue „Schanzerl“ gefalle. Der Student erwiderte aufgeräumt und mit vollen Backen kauend. In der Zwischenzeit suchten Hans und Toni die alte Kellnerin aufzuzwickeln, die an der Schenke grantig und verschlafenen Gläser spülte. Nach beendetem Frühstück kassierte Hans die Rechnung und meinte mit verschmitzter Miene zum Wirt: „Heut' kunntst schon no a Haferl spendier'n, wo ma so an feina Maxä bei uns hab'n!“ Der Angeredete ließ sich nicht lumpen und schenkte nochmals ein. Außerdem verabreichte er dem Chauffeur und Edi je eine Schachtel Zigaretten, während sich der Nichtraucher Hans durch eine Prise aus dem Schmalzerglas des Gastbesgers entschädigte. Die Zeit war knapp. Sie tranken im Stehen aus, verabchiedeten sich und sprangen neuerdings in die Klate.

Schneller ging es beim zweiten Wirt, der als Knauser bekannt war. Sie luden ab, kassierten und dampften gleich wieder los. Dafür wurden sie von der dicken Huaberin mit respektablen Leberknödeln traktiert und durften Bier trinken, soviel sie wollten. Mittags hatte der Werkstudent in einer Fabrikantinne neben einem Schweinsbraten die vierte Maß vor sich stehen. Eine eigenartige Müdigkeit überkam ihn plötzlich, und das braune Gefäß wollte ihm gar nicht mehr schmecken. Toni (der Kassier sagte immer „Dahnie“) hatte das gleich gespürt. Durch einen naharrhaften Tritt auf die Zehen und einen viel-sagenden Blick gab er ihm höchst eindeutig zu verstehen,

daß man das angebotene Essen und Trinken auf keinen Fall ausschlagen dürfe. Edi raffte sich deshalb auf und schwemmte das fette Schweinerne mit dem „Plempf“ hinunter. Nach kurzer Rast kletterte er mit schlötternden Knien auf den Anhängen.

Beim Schmidwirt in der Au gab es Weißbier.

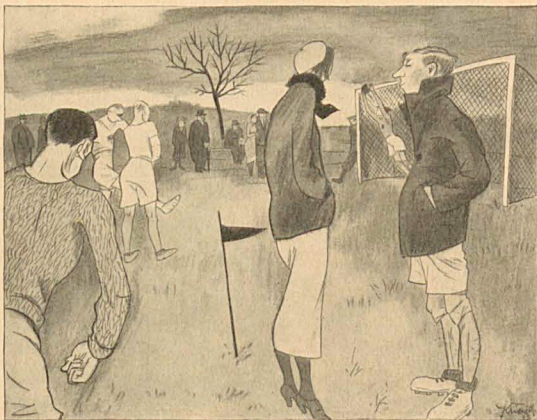
Als man vor dem nächsten Gasthaus hielt, war der Studiosus eingeschlafen. Durch einen unsanften Puff geweckt, jonglierte er wie ein Traumwandler mit den Banzen, und als ihm das Biermädl, welches Toni auffallend zärtlich behandelte, eine schäumende Maß hinstellte, wurde ihm ganz schwummelig. Trotz aller Rücksichtnahme auf die Kollegen lehnte er den Trunk kurzerhand ab und redete sich dabei mit unbehoffenen Worten auf eine Magenverstopfung hinaus. „Was? Im Mag'n feit's da?“ fragte die Rest, und ehe der Arme etwas erwidern konnte, war sie schon in der Küche verschwunden. Durch das halboffene Schubfenster hörte er sie mit der „Frau“ sprechen: „Da Toni hot heit so an ausg'hungerten Student'n bei es'n! Ganz kaasig is a, koa Bier mog a! Im Mag'n hot er's, sagt a. Geh, hab'n S' koan Schnaps dafüa?“ Darauf schob die Wirtin den Bauch durch die Kuchlür und kredenzte ihm voll Erbarmen eine Tasse (!) Zwetschenwasser. „So, des trinka S' jetzt, und zwar auf oan Zug, na werd Eahna heil anders!“ Vor so viel Mitgefühl mußte er sich beugen. Mit stieren Augen griff er nach dem Schierlingsbecher und schluckte mit Todesverachtung die Medizin, die ihn wie Feuer in der Kehle brannte. — Nun wurde ihm wahrhaftig anders! Aber das, was sich jetzt und im Laufe des weiteren Nachmittags ereignete, sei lieber nicht wiedergegeben. Edi selbst weiß bloß noch, daß ihm ein später im Brauereihof den Kopf unter die Wasserleitung hielt, daß er beim Heimradeln die ganze Straßenbreite benötigte, und daß zu Hause Tante Julie — ausgerechnet zu dieser Stunde war sie wieder da! — bei seinem Anblick nach Luft schnappte, wie eine an Land geworfene Kaulquappe.

Mit schwerem Kopf fand er sich am nächsten Morgen in der Garage ein, wo er zur Zielscheibe des Gespöts sämtlicher Bierführer wurde. Nur wer deren ungewachsene Mäuler kennt, weiß, was das für ihn bedeutete. Am liebsten wäre er einem jeden an die Gurgel gefahren! Aber ihm war so mies. — so mies! In seinem Grimm bedachte er sämtliche Anwesenden mit dem bekanntesten aller Klassikerzitate und kroch nach dem Aufladen schleunigst in seinen Bremskasten. Er wollte diesen Lackeln schon noch beweisen, daß er kein „Papiereuer“ war.

Vorerst war allerdings nicht daran zu denken. Den Samstagabend und den Sonntag verbrachte er im Bett, und zu Beginn der neuen Arbeitswoche erschien er wieder frisch und munter in der Brauerei. Auf Grund eines klug angelegten Feldzugsplanes fraß er nun wie ein Drescher und trank fürs erste wenig Bier, steigerte aber systematisch die tägliche Menge. Nach ungefähr vierzehn Tagen war er so weit, daß er sich auf all denen messen konnte, die ihn zuerst bespöttelt hatten, und als er gegen Ende der Ferien den Vierlinger Pepi, einen Mälzer, der wegen seiner Trinkfestigkeit berüchtigt war, im Bräustüberl über den Tisch schob, konnte er sich mit ruhigem Gewissen von seinen Brauereispezin verabschieden. Zu Hause war man froh, als man den Sohn wieder beim Studium aufbte. Freilich dachten Mutter und Tante bald ängstlichen Herzens an die nächsten Ferien. Wo mag da der Edi landen? Hoffentlich nicht in einer Schnapsbrennerei!

Schwacher Trost

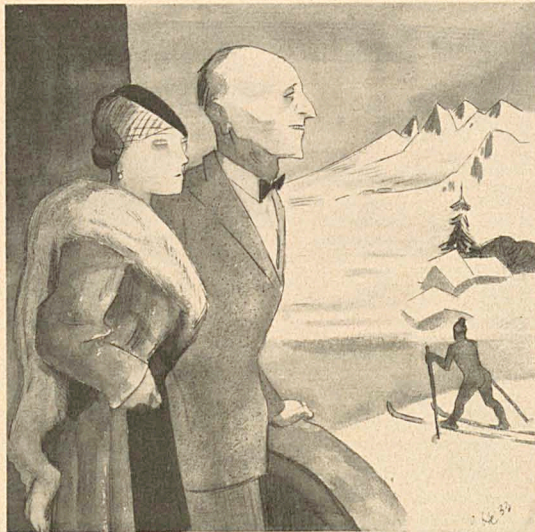
(Rudolf Kriesche)



„Nee, Fritze, det is nich schön, daß de von wejen Fußball jar keene Zeit mehr für mich hast!“ — „Aber Mize, zwischen der ersten Halbzeit und der zweiten Halbzeit hab' ick doch immer 'n blükken Zeit!“

Mißgeschick

(Zeichnung von O. Herrmann)



„Sind Sie auch schon einmal Ski gefahren, gnädige Frau?“ — „Probierst hab' ich's schon, aber es wird nur immer ‚Morgengymnastik‘ daraus!“

Das ist Jupp!

Von Wolfgang Federau

Hellwig saß nahe einem der großen Spiegel Fenster des Cafés und blickte böse und gelangweilt auf das bunte Leben, das draußen auf der Straße vorübertrieb. Der Kellner seines Rayons hielt sich in der Nähe und warf zuweilen einen ehrerbietigen und fragenden Blick zu dem Gast hinüber, bereit, sofort herbeizueilen, wenn dieser einen Wunsch äußern sollte. Der Ober kannte Hellwig und kannte den Reichtum und den Einfluß, den sein Gast repräsentierte. Aber weder dieser Reichtum noch der elegante Anzug, noch die seidene Wäsche konnten verbergen, daß Hellwig von kleiner, schlechtoproportionierter Gestalt war, daß er etwas verwachsen war — richtig gesagt, einen Buckel hatte — und daß sein Gesicht eine Unregelmäßigkeit und Häßlichkeit aufwies, die irgendetwas an einen Pavian erinnerte.

Niemals vergaß Hellwig seine Mißgestalt, und die vierzig Jahre seines Lebens hatten nicht vermocht, ihn mit dem Mangel zu versöhnen, mit dem ein böses Schicksal ihn gezeichnet hatte. Nie gelang es ihm, sich einem Dritten zu eröffnen, sich ihm anzuschließen; sein immer wachsendes Mißtrauen, das noch hinter dem harmlosesten Lächeln Spott und Mißachtung witterte, hatte ihm das Glück versagt, einen Freund zu gewinnen, hatte ihm den Trost einer Liebe, einer Gemeinschaft mit einer Frau verweigert.

Einsam und kalt und verschlossen saß er vor dem runden Marmorischen, Wirklich, er brauchte nicht zu befürchten, daß jemand nach und mit höflicher Geste bat, an seinem Tisch Platz nehmen zu dürfen. Unbewußt verbreitete er um sich herum eine Atmosphäre so eisiger Ablehnung, daß selbst in einem überfüllten Lokal sein Tisch in von anderen Gästen in Anspruch

genommen wurde. Lieber suchte man einen anderen Ort auf, um sich nicht dem Blick dieser harten und kalten Augen aussetzen zu müssen.

Diese Augen, wieder einmal die wogende Menschenmenge draußen streifend, kniffen sich plötzlich zusammen, wie man es wohl tut, um irgend etwas schärfer zu sehen. Hellwig zuckte zusammen. Sein Blick hing an einem Mann, der drüben an der Straßenecke stand. Ein sehr schäbig angezogener Mann war es; ja, sein Rock war geflickt und seine Hose auch; er trug keinen Kragen, aus der Weste sah ein Stück des wollenen Hemdes hervor. Er mochte in seinem, Hellwigs, Alter sein — aber sein vergrüntes, graues Gesicht war das eines alten Mannes. Manchmal sprach er die Vorübergehenden an — man konnte das deutlich sehen — hielt ihnen ein Plättchen entgegen, wahrscheinlich Postkarten oder so etwas. Wollte er sie verkaufen? Oh — Hellwig kannte sich aus. Das mit den Karten, das war wohl nur ein Vorwand, um die Aufmerksamkeit der Menschen zu erregen. In Wahrheit jedoch war es eine blasse Geste, hinter der sich das andere, schlimmere verbarg: daß dieser Mann bettelte. Ein schüchternes Bettler, ein Anfänger zweifellos, der noch recht viel lernen müssen, aber immerhin — ein Bettler!

„Das ist doch der Jupp!“ durchfuhr es plötzlich Hellwig. Kein Zweifel war möglich. Dies Gesicht, wie sehr es auch Sorge und Not zerstört haben mochten, war unverkennbar.

Im selben Augenblick stand Hellwigs ganze, verkümmerte Jugend wieder vor ihm auf. Dieser Jupp — er hatte mit ihm zusammen die Schulbank gedrückt, jahrelang. Hatte ihn gehaßt, all die Zeit, als seinen schlimmsten Feind, wie den Bösen schlechthin. Obgleich der ihm nie etwas angetan hatte. Gehaßt, wie der Kranke den Gesunden haßt: weil er so groß war, so schlank, so ebenmäßig gewachsen, weil

er keinen Buckel hatte, wie Hellwig, und so stark war. Er hatte gewiß in einem Finger mehr Kräfte gehabt, der Jupp, als er. Hellwig, in seinen beiden mageren Fäusten. Und war immer gut gekleidet gewesen, dieser verwöhnte Sohn eines reichen Mannes.

Ein Mensch ohne besondere Geistesgaben, dieser Jupp, ein mittelmaßiger Mensch. Aber wenn er stecken blieb im Latein beim Corneil Nepos oder bei den Metamorphosen, während Hellwig ein dickes Lob und einen Eisner einheimste — was wog das Lob, was konnte es wiegen, wenn wenig später in der Turnstunde Jupp am Reck mit Eleganz die Riesenwelle absolvierte und der Turnlehrer, der viel zu robust war, um sich in die Seele eines halben Krüppels hineinendenken konnte, mit gutmütigem Spott sagte: „Na, Hellwig, woiest Sie das nicht auch mal probieren?“ Dann war ihm das Blut rot in die Wangen geschossen, und die anderen hatten geginst, oh, so niederträchtig hatten sie geginst, mit der ganzen Grausamkeit der gesunden Jugend. Hellwig hatte Jupp gegenüber nie aus seinem Haß ein Hehl gemacht. Aber der hatte ihn nicht zur Rechenschaft gefordert, hatte ihn mit der gleichgültigen Überlegenheit betrachtet, mit der man das Gekläff eines schmutzigen Straßenkötters überhört. Er war ein mittelmaßiger Schüler, der die Liebe der Kameraden gehörte ihm wie die seiner Lehrer. Die ihn gern mochten trotz seiner oft unzureichenden Leistungen, während sie für Hellwigs Arbeiten nur kühle Achtung aufzubringen vermochten. Und auch die Liebe der Mädchen fiel ihm zu, mühelos; auch jenes Mädchens, an das Hellwig sein Knieknüttel gehängt hatte. Dieses Mädchens, das einen Abend lang still und aufmerksam seinen klugen Worten gelauscht, am nächsten aber sich mit Jupp getroffen und sich von ihm janzend auf dem Tanzboden hatte herum-schwenken lassen.

„So weit also hat er's gebracht, der schöne stolze Jupp“, murmelte Hellwig. „Ein Bettler!“ Und ein beseligendes Gefühl durchrieselte ihn; daß das Schicksal doch gerechter sei, wenn es als es bislang geglaubt hatte. Daß es ihm den Triumph dieses Anblicks schenkte, nach all der unverschuldeten Bitternis seiner Jugend!

„Jetzt endlich kommt der Augenblick der Rache“, durchfuhr es Hellwig. In raschem Entschluß winkte er dem Ober, zahlte und stand dann so schnell auf, als es sonst seine Art war. Ich werde ihm einen Groschen geben, dachte er, während er quer über den Fahrbahn ging, wie wenn ich werde ihm zehn Mark geben — hundert Mark. Meine Rache Mark dann nur um so vollkommener sein, je größer die Gabe, um so tiefer werde ich ihn demütigen.

Jetzt stand er dicht vor dem Mann. Wirklich, Postkarten hielt er in der Hand, selbst kolorierte. Er war immer ein leidenschaftlicher Zeichner und Maler gewesen, der Jupp.

„Na, Jupp“, sagte Hellwig, und ein unendlich kleiner Mißklang brach in seiner Stimme heraus. „Ist das alles, was du erreicht hast mit deiner Riesenwelle, armer Kerl!“

Und teilte eine Banknote aus seiner dicken Brieftasche und warf sie dem anderen vor die Füße. Bücken sollte der sich! Bücken!! Der Mann mit den Karten sah erstaunt auf Hellwig erst, dann auf das Geld zu seinen Füßen. Er errötete und gleich wieder wurde er sich einblä. Im nächsten Augenblick schlug er dem anderen die flache Hand klatschend ins Gesicht.

Es war ein leichter Schlag gewesen, eigentlich nur eine Demonstration. Ein symbolischer Schlag, ja. Aber Hellwig, empfindlich gegen körperlichen Schmerz, schrie laut auf und hielt sich die schmerzende Wange in der nächsten Sekunde waren die beiden Feinde von einem Wall neuerlicher Menschen umlagert. Ein Uniformierter kam, teilte die Menge. Mit einem Blick über seine Schulter demonstrierte er. „Warum haben Sie den Herrn geschlagen?“ herrschte er den Bettler an.

„Er hat mir hundert Mark gegeben“, sagte Jupp ganz ruhig und in der Beante nach seinem Arm griff, mit der stolzen Überlegenheit seiner so lange schon entflohenen Jugend: „Lassen Sie mich los — ich komme freiwillig mit.“

Integral / Von Edmund Hoehne

*Liebes, liebes Leben,
lasse dich nicht schänden,
Gott hat dich gegeben
aus des Volkes Händen.*

*Volk ist nicht nur Summe
uns'rer Einzelseelen,
keine leere, stumme
Tafel nur zum Zählen,*

*was sich fügt zusammen,
sondern Urgestein,
darauf Gott mit Flammen
schrieb die Endzahl ein.*

*Doch – wer kann sie sehen
durch der Zeiten Dunst?
Lasset nicht erstehen
Afterrechnkunst!*

*Lernen wir geduldig,
hier im deutschen Tal,
keines Fürwitz schuldig,
Gottes Integral.*

*Füge dich ergeben
in dein Volkstum ein,
liebes, liebes Leben,
wahres deutsches Sein!*

Höchstleistung

(E. Thöny)



„Für alle Arbeiten hat man Maschinen erfunden — aber die beste Erfindung wäre doch eine Arbeitsbeschaffungsmaschine!“

Zum 100. Todestag eines Welträtsels

(E. Schilling)



Wie es euch gefällt — jedem deutschen Schriftsteller im neuen Jahr seinen Kaspar Hauser!

Sondermission der Heiligen Drei Könige

(Wilhelm Scholz)



„Hoffentlich haben wir genügend Weihrauch für den abendländischen Professor Spengler, den tapferen Propagandisten unseres Morgenlandes!“